

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Hof. Brunau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Gintiusblatt. Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Anzeigen finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Landes die beste Wirkung. Preis für die 6-spaltige Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Bei größeren Anzeigen und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Anzeigen-Aannahme durch alle bewährten Anzeigen-Expeditionen.

Nr. 233

Freitag den 11. October 1895. (Wimmar.)

22. Jahrgang.

Deutschland.

Berlin, 10. October.

• Gegen Staatssekretär Herrn v. Bötticher war nicht lange nach dem Abgange des Fürsten Bismarck in den letzten nahegelegenen „Samb. Nachr.“ die Beschuldigung erhoben worden, daß Fürst Bismarck ihm im Jahre 1886 aus den Mitteln des Welfenfonds habe zur Hilfe kommen müssen, wie jetzt amtlich festgestellt wird, „die Erstattung der von Freunden des Herrn v. Bötticher hergegebenen Summen herbeigeführt hat“, während Herr v. Bötticher selbst „keinerlei Zuwendungen, auch nicht den Erfolg des von ihm hergegebenen eigenen Vermögens empfangen hat.“ Es handelte sich hierbei um eine Schuldenlast des Schwiegervaters des Herrn v. Bötticher. Im Juni ds. J. wurden diese Angriffe in bismarckfreundlichen Blättern erneuert, und die „Deutsche Tageszeitung“ führte Klage darüber, daß die leitenden Kreise der Verwaltung und die höchsten Staatsbeamten öffentliche Vorwürfe gegen ihre Rechtlichkeit sich ruhig gefallen lassen müßten. Demgegenüber erklärte das preussische Staatsministerium im Reichsarchivar eine Erklärung, welche in Friedrichsruh nicht gerade angenehm berühren wird. Das Staatsministerium erklärt, daß die den Angriffen etwa zu Grunde liegenden tatsächlichen Vorgänge durch v. Bötticher in vollem Umfange dem Kaiser zur Kenntnis gebracht, auch im Schooße des Staatsministeriums die Frage erwogen worden sei, daß im vorliegenden Falle nicht die gerichtliche Klage der Würde des Staatsministers entspräche. Nachdem gleichwohl der Versuch gemacht war, darauf zurückzukommen, erscheint es an der Zeit, daß die amtlich festgestellten Grundlosigkeit der erhobenen Vorwürfe öffentlich vom Staatsministerium bezeugt werde. Amtlich ist festgestellt: 1. daß die geschiedenen Vorgänge zu einer Zeit stattfanden, wo von der beabsichtigten Reform des Bankwesens überhaupt noch nicht die Rede war; 2. daß Bötticher niemals von Bankiers Geld entliehen habe; 3. daß Bötticher keinerlei Zuwendungen, auch nicht Erfolg des von ihm hergegebenen eigenen Vermögens empfangen hat. Unterzeichnet sind: Hohenzollern, Bismarck, Miquel, Schönerbein, Bötticher, Marckall, Hammerstein, Schönerbein.

• Hofprediger a. D. Stöcker veröffentlicht im Anschluß an die Erörterungen über die Wal-

dersee-Versammlung in der Deutschen Evangel. Kirchenzeitung einen Brief, den er seiner Zeit an Kaiser Wilhelm I. geschrieben hat. Die Geschichte, welche der Abfassung des Briefes vorausgeht, ist diese: In einer christlich-socialen Volksversammlung 1880 hatte Stöcker über das soziale Problem gesprochen. Anwesende Socialdemokraten machten unter Aemern geltend, daß Kirche und Geistlichkeit nichts zur Linderung der Arbeiternoth beizutragen hätten. Stöcker, welcher jüdische Tendenzen vermutete, rief den Schreibern zu, sie möchten doch nicht bloß von den Christen, sondern auch von den Juden Hilfe fordern, z. B. von Herrn v. Bleichröder. In Folge dessen verlagte Bleichröder den Damprediger beim Kaiser. Der Verlagte erfuhr amtlich, der Kaiser messe der Sache so viel Bedeutung bei, daß er seines Amtes darüber wohl verlustig gehen könnte. Zugleich erschien im „Vorläufer“ eine Notiz, daß der Kaiser sich mißbilligend über die Angelegenheit zu Herrn v. Bleichröder geäußert habe. Darauf schrieb dann Stöcker zu seiner Verteidigung einen längeren Brief an den Kaiser, worin er seine Stellung zur Judenfrage darlegte. Dieser Brief ist in einem sehr freimüthigen, ja unruhigen Tone gehalten. Wird doch gleich zu Anfang der Berliner „Vorläufer“ geschrieben, „das gemeine Volk Berlins, ja vielleicht ganz Europas“ bezeichnet. Zum Schluß spricht Stöcker die Hoffnung aus, der Kaiser werde seinen Kampf billigen, falls ihm vergönnt wäre, dem Kaiser seine Anschauungen darzulegen. Stöcker meint, der Brief habe insofern seine Wirkung gethan, als die Wälle in der Passionszeit nicht wieder entstanden und Lindau's „Gräfin Lea“ von der Bühne des Schauspielhauses verbannt.

• Die Verminderung der Ackerproduktion in der letzten begonnenen Campagne wird für Deutschland und Oesterreich nach dem angeführten Statistiker Licht auf Grund der diesjährigen Einschätzung des Ackerbaues auf 30 Prozent berechnet gegen das Vorjahr. Für ganz Europa wird eine Verminderung der Produktion von 4,800,000 auf 3,600,000 Tonnen in Aussicht genommen.

• Volksschulwesen. Nach der neuesten amtlichen Aufstellung bestehen gegenwärtig im ganzen deutschen Reich 56,563 Volksschulen (in Preußen 34,742), in denen 7,925,688 Kinder (in Preußen 4,916,476) von 120,032 Lehrkräften (in Preußen 70,767) unterrichtet werden. Von den letzteren sind 13,750 Lehrerinnen (in Preußen

8494). Im nichtpreussischen Deutschland entfallen im Durchschnitt auf die Lehrkraft 61 Kinder, in Preußen 70. Die Kosten des gesamten deutschen Volksschulwesens, abgesehen von den Ausgaben für die allgemeine Schulverwaltung, Schulaufsicht, Lehrerbildung u. dgl., stellen sich auf rund 242,000,000 M., wovon wenigstens 69,305,000 M. aus den verschiedenen Staatskassen fließen. In Preußen entfallen auf ein Kind 29,74 Mark Schulkosten, im übrigen Deutschland 92 Mark. Auch aus diesen Zahlen ergibt sich die Thatsache, daß die Zeiten längst vorüber sind, in denen Preußen auch auf dem Gebiete des Schulwesens an der Spitze marschierte und alle anderen deutschen Staaten weit überflügelt hatte.

• Die Schuppen fallen ihnen von den Augen. Gegenüber der von den socialdemokratischen Vorherden vielfach gebrauchten Wendung, die von ihnen ausgehende Saat, reife zur Ernte, bezeichnet die „Schief. Ztg.“ die Thatsache, daß Vergleiche in Schlegel in der Gesellschaft nicht erklärt haben, sie wollten die socialdemokratischen Versammlungen, in welchen sie immer von Neuem dieselben Reden ohne jeden Zweck zu hören bekämen, nicht mehr besuchen, sondern sich für das betreffende Eintrittsgeld lieber etwas für den Magen kaufen.

• Vom socialdemokratischen Parteitag. Am 2. Verhandlungstage wurden die Anträge auf Erklärung des 1. Mai zum gesetzlichen Feiertag und Inanspruchnahme eines Sitzes im Reichstagspräsidium durch Liebergang zur Tagesordnung erledigt. Abgelehnt wurde ein Antrag auf Einführung eines Mini mallohn's, da derselbe, wie Babel meinte, den Parteigrundsätzen nicht entspreche, ferner ein selbst bei den Genossen große Heftigkeit erregender Antrag auf staatliche Unterlegung des Haltens von Aemtern, „da derartige Aemter nicht vollständig und billigerer Gehalt von Aemtern zu sein.“ Der Fraktion zur Berücksichtigung überwiesen wurde der von zwei Genossen gestellte Antrag auf gesetzliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne. Die eine der Antragstellerinnen führte aus, die socialistischen Frauen verlangen die Gleichberechtigung mit den Männern nicht zum Rechte einer Frauenrechtlerin-Spielerlei, sondern, da sie als Steuerzahlerinnen das gleiche Recht beanspruchen dürfen und müssen wie die Männer, wenn sie ihre Stellung als selbständige Arbeiterin ausfüllen und in ihrer Erziehung nicht gefährdet werden sollen. Eine zweite Rednerin tadelte, daß der Abg. Wurm bei der Erstattung des

Berichts über die parlamentarische Thätigkeit im Reichstage nicht der Frauen gedacht habe, und daß von der socialdemokratischen Fraktion nicht in genügend energischer Weise für die Gewährung des Wahlrechts der Frauen im Reichstage eingetreten worden sei. Gegen diese Vorwürfe verteidigte sich der Angegriffene; die Fraktion sei bei verschiedenen Gelegenheiten für das allgemeine Stimmrecht aller Reichstagsgehörigen ohne Unterschied des Geschlechts eingetreten.

Ein eigenes Schicksal hatte der Antrag der Genossen von Teltow-Breskow-Storkow und von Schweidnitz, die Reichstagsfraktion zu veranlassen, daß die Carenzeit bei der Altersversicherung von 70 auf 60 Jahre herabgesetzt und daß die Fraktion einen Antrag einbringe, daß für die Arbeiter und Handwerker ihre Lohn- und Forderungen über geleistete Arbeiten auch bei den Grundstück- und Hypothekeneigentümern geltend gemacht werden können. Ein Berliner Gastwirth meinte, der Parteitag habe keine Veranlassung, für die Handwerker einzutreten. Ihn corrigierte der Abg. Stadthagen (Berlin), indem er meinte, diese Aeußerung sei dem Genossen nur in der Eile entwichen (!); selbstverständlich hätten die Socialdemokraten auch für die Handwerker einzutreten, er sei aber trotzdem gegen den Antrag, da in der vorgeschlagenen Weise dem Bauhandwerk nicht gesteuert werden könne.

Diese Ausrede wird den Handwerkern ebenjowenig einleuchten, wie ihnen das Schicksal des Antrages erfreulich erscheinen wird. Der erste Theil des Antrages wurde nämlich zurückgezogen, der zweite Theil abgelehnt.

In ähnlicher Weise werden die nun folgenden Verhandlungen über die socialdemokratische Agrarfrage den Bauern über die Zwecke der Socialdemokratie die Augen öffnen. Abg. Quast (Frankfurt a. M.) erstattete Bericht über die Thätigkeit der Agrarcommission, deren Entwurf eines Agrarprogramms dem Parteitag vorgelegt. Der Referent führte aus, man müsse revolutioniren und reformiren. Man wolle einmal die Geister revolutioniren und gleichzeitig die Verhältnisse verbessern, die auf dem Wege zu unserem großen Ziel liegen. Selbstverständlich wolle man auch keineswegs das revolutionäre Programm aufgeben, um die Landarbeiter, bezw. Kleinbauern, zu gewinnen behufs etwaigen Erwerbes einiger Tausend Wahlstimmen, sondern man wolle sie zu überzeugten Socialdemokraten machen. Man könne sie nämlich sehr wohl re-

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelm.

(Fortsetzung.)

33) „Nun, mein Gott, habe ich denn schon wieder was Unrecht's gesagt? fragte sie erregt. „Wie merkwürdig Du heute wieder bist. Doch nun laß mich gehen; adeu Curt, amuseur Dich gut.“

Emma rauchte hinaus und Curt saß in den Seffeln zurück. Er bedachte die Augen mit der einen Hand, die andere hing schlief herunter.

„Warum hast Du sie nicht geheiratet“, und das fragt sie, — sie, am bereitwilligsten das große Opfer brachte? fragte er. „Du, Emma, niemals habe ich Dich fühlen lassen, daß Du nicht mein angeheirathetes Herz, meine angeheirathete Liebe gehörte. Du wußtest es nicht, und so ist es auch nie erfahren, daß es ein Weib gab, welches ich noch mehr liebte, wie Dich. Dich glücklich zu machen, wie ich es meinem sterbenden Vater gelobt, war mein einziges Streben, und in der Erreichung dieses Zweckes bestand mein Glück. So lange ich Dich durch mich glücklich machte, genoss ich selber ein Glück, seit der Zeit aber, wo Du Dein Glück nicht mehr bei mir, sondern in Vergnügungen und Festlichkeiten findest, ist mein Herz öde und leer.“

Und wieder versank er in ein stilles Sinnen, er gedachte der Stunde, in welcher er Martha's Liebe erkannt, wie schwer er gerungen im Kampfe zwischen Liebe und Pflicht. Er gedachte der ersten Jahre seines ehelichen Lebens, wie er sich an dem Glücke seiner Gattin erfreut und durch dieses sein eigenes Glück erblickte. Das Glück war aber nicht von langer Dauer, denn Emma's unruhiges Gemüth konnte das stille häusliche Leben nicht beständigen. Sie war vom Theater her an die Weltallspenden der Menge gewöhnt und düsterte nach Veränderung. Das ruhige, häusliche Glück, welches der äußeren Anregung entbehrt, erfüllte Emma's mehr lebensschaffendes als schwärmerisches Gemüth mit einem ungeduldeten Sehnen. Sie fühlte sich wie gequält und wünschte nichts sehnlicher, als ein gesellschaftliches, abwechslungsreiches Leben, wozu aber Curt's wirklich schwärmerische, tiefstehende Seele durchaus nicht hinreichte.

Da brach in einem benachbarten Orte Feuer aus, welches so am sich griff, daß einige hundert Menschen dadurch obdachlos wurden. In der Kreisstadt veranstaltete man sogleich Concerte und theatralische Vorstellungen zum Behen der Abgebrannten, und Emma ergriß

mit Freunden die Gelegenheit, dem sie ermüdenden Einerlei zu entkommen. Sie übernahm eine der Hauptrollen bei der Dilettanten-Vorstellung, und führte sie so glänzend, so meisterhaft durch, daß ihr allgemeine Bewunderung gesollt wurde. Jetzt erfolgte Einladung auf Einladung, die junge Frau wurde plötzlich zu einer Vergnügung der Stadt, und sie führte sich in den vollen Strudel des Vergnügens. Man wußte, daß der Kreisrichter stets viel beschäftigt war, und seine Gattin deshalb nicht begleiten konnte; daher fand Jeder es in der Ordnung, wenn die schöne Frau allein die Gesellschaft besuchte.

Die Sonne war untergegangen, das Lachen und Jauchzen der Kinder verhallte.

„Papa, Papa, soll ich zu Dir kommen?“ fragte ein kleines Stimmchen vom Fenster her. „Du kommst nicht mehr schreiben, komm, spiele mit uns, Papa.“

Curt erwachte aus seinen Träumen, ging zum Fenster und hob den Kleinen herein.

„Ach auch, Papa, bitte, mich auch“, bat die kleine Bettin.

„Nun, so komm' her mein Kind“, sagte er und hob sie ebenfalls durch's Fenster.

Das war ein Jubel für die Kleinen, welche den Papa umringten und auf dessen Knieen und Rücken kletterten. Als nach einer Weile Anna in den Garten kam, um die Kinder zu holen, sah sie diese durch das noch immer offene Fenster in den Armen ihres Herrn.

„Gute, Anna, lebe“, sagte dieser, als sie näher trat, die Kinder schlafen beide.“

Beifolam nahm Anna sie von des Vaters Schooß und trug sie in ihre Bettchen.

Am folgenden Mittag sah Curt die Gattin beim Mittagstische wieder; als er Morgens zum Gerichte ging, schloß sie noch, denn sie war spät heimgekommen. „Du bist die Reiztheit schon geübt?“ fragte Emma.

„Es wurde gestern Abend erzählt, daß in dieser Gegend einige Erkrankungen an der Cholera vorgekommen seien.“

„Davor wolle uns Gott behüten“, entgegnete Curt.

„Die Cholera ist ein sehr böser Gast.“

„Nun, was haben wir denn zu befürchten?“ versetzte die Gattin. „Die Cholera ist eine Abfallkrankheit, durch Unreinlichkeit und Mangel an frischer Luft hervorgerufen; an die besseren Kreise wagt sie sich nicht heran.“

„Dies ist, gelinde gesagt, eine leichtfertige Behauptung, die Du da aufstellst, Emma“, sagte Curt verneinend. „Allerdings tritt diese schreckliche Krankheit vor-

herrschend in den niederen Hütten der Armuth und in Säugern, wo viele Menschen in engen Räumen dicht gedrängt beisammen wohnen, auf. Aber wenn sie erst epidemisch geworden, verschmiedet sie auch nicht, aus den Palästen der Reichen ihre Opfer zu holen. Zudem bist Du im Irrthum, wenn Du glaubst, daß Säugnisse und Unreinlichkeit allein die Ursache der Cholera sind; eine unregelmäßige Lebensweise kann sie eben so leicht herbeiführen.“

„Du denkst gewiß, mich dadurch einschüchtern zu wollen, Du gönnt mir das Vergnügen nicht, welches ich im gesellschaftlichen Verkehr finde.“

Wie kamst Du dies nur denken“, entgegnete Curt mit leiserem Vorwurfe. „War es doch stets mein Bestreben, Dir Glück zu bereiten, ich wollte Dich nur zur Vorsicht mahnen.“

Denkst Du auch daran, daß der Jahrestag unserer Hochzeit herannähet?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Ach ja, im nächsten Monat“, wie alt man wird, schon sechs Jahre verheirathet. Ich möchte ewig jung bleiben“, seufzte Emma.

„Nun, Dir steht man die sechsjährige Ehe nicht an, Du bist noch eben so blühend wie damals, als wir uns kennen lernten. Bei mir ist dies nicht der Fall; ich nur, wie mein Haar gelichtet ist“, sagte Curt lächelnd.

„Ja, ich habe es in letzter Zeit auch bemerkt, Du hast sehr gelichtet gealtert, und wenn es so fort geht, wird bei Dir bald der Mondschein zu Tage kommen“, antwortete sie mit erzwungenem Lächeln, in dem der Spott nicht zu verkennen war.

„Ich wünsche sehr, daß wir den Jahrestag unserer Hochzeit ein wenig festlich begehen. Ich werde mich Abends zeitig frei zu machen suchen, dann bleibst Du hier und schenst mir einige Stunden. Wir wollen dann zusammen lesen und musizieren, wie vor Jahren.“

„Wie langweilig“, gähnte sie; „Früher dachtest Du nicht so. Wägst Du mir versprechen, den Abend mit mir zu verbringen? Ich bitte Dich darum“, sagte Curt.

„Nun ja, meinestwegen“, erwiderte sie ungeduldig, indem sie sich erhob.

„Ich danke Dir, Emma“, erwiderte der Gatte, sich gleichfalls erhebend, „und ich rechne sicher darauf, daß Du Wort hältst.“

Das Gerücht von dem Ausbrechen der Cholera war kein Schreckbild, sondern fürchterliche Wahrheit geworden. Die Kunde davon verbreitete sich schnell und erregte Angst und Schrecken überall. Auch die Kreisstadt blieb

nicht von dem unheilvollen Gaste verschont, und Viele, die früher kaum an den Tod gedacht, sorgten jetzt, ihren Haushalt zu bestellen. Der Richter wurde bald hier, bald dorthin gerufen, um ein Testament aufzunehmen, was seine Arbeiten bedeutend vermehrte. Still und schweigend gingen die Menschen durch die Straßen und sah man nur einige beisammen stehen, so konnte man gewiß sein, daß ihre Unterhaltung die schreckliche Cholera war.

Emma allein schien von der allgemeinen herrschenden Besorgniß und Trauer nicht berührt zu werden, sie lebte noch wie vor unbekümmert in den Tag hinein und jagte dem Vergnügen nach. Für sie existierte die Krankheit nicht, sie war für sie nur Abwechslung.

„Der heutige Abend gehört also mir, Emma“, sagte Curt, als er Mittags den Hut nahm, um zum Gerichte zu gehen. „Ich bin früh wieder da; ein angenehmer verlebter Abend wird mir nach den Anstrengungen und Strapazen der letzten Zeit wohlthun.“

„Wie, Du wolltest heute Abend auch in Gesellschaft anbringen?“ fragte Emma erregt, sich mit dem Lächeln kühlend, denn die Hitze war kaum erträglich.

„Jawohl, meine Liebe, in Deiner Gesellschaft“, erwiderte ihr Gatte lächelnd, „hast Du vergessen, daß heute der Jahrestag unserer Hochzeit ist? Den heutigen Abend hast Du mir ja versprochen.“

„Heute?“ fragte die junge Frau geblöht. „Ich dachte nicht daran, daß heute der Tag ist. Ich habe eine Einladung bei Commerzienrath's angenommen, erst zum Sommertheater und nachher zu einer Bouteille.“

„Nun, dann laß abhagen, mein Kind“, erwiderte Curt vergnügt. „Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich diese Stunden herbeigewünscht habe.“

„Du mußt aber doch darauf verzichten, da ich, wie gesagt, bereits angenommen habe“, entgegnete sie entschuldigend.

„Sei vorsichtig, Emma, ich keine Pflanzen mehr, sie könnten Dir schädlich sein“, warnte Curt, als er im Rückwärts suchte. „Wann hast Du zugelegt?“

„Heute Morgen.“

„Und ich habe Deine Aulage schon seit einigen Wochen, Du siehst, meine Rechte sind alter.“

„Es würde doch zu albern erscheinen, wollte ich bei Commerzienrath's anfragen lassen“, sagte sie schüchtern, eine lustige Pflanze zwischen die Büsche steckend.

„Durchaus nicht, wenn Du den Grund an gibst“, erwiderte Curt ernst, „ich habe Dein Wort und beabsichtige mein Recht.“ (Zorl. folgt.)

* **Weſel**, 8.
 Corr.' iſt Herr
 zum Landrath
 den. Dieſe Erm
 einſtimmigen Vo
 * **Weſel**, 1
 Nach ſoll das

